

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

22.9.1929 (No. 38)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 38



22. Sept. 1929

Hermann Burte / Worte an einen Knaben

In deinen Adern kreist vom alten Blute,
Ich mahne dich zum eingeborenen Mute,
Flieg Adler, flieg,
Daß Keiner, nur du selbst, dich überwindet,
Dich Fluch und Niederlage fester findet
Als Heil und Sieg;
Und wissen mußt du, als ein Sohn des Nordens:
Es ist in dieser Welt des ewigen Nordens
Krieg, nichts als Krieg!

Sieh jenen König, in der Schlacht geschlagen,
Das Gift am Halse, seine Sterne fragen,
Es floh sein Heer;
Er, stets gewohnt, zu fordern, zu befehlen,
Lacht in die eigene Brust, sich zu befehlen
Am tiefsten Meer;
Und Aug in Auge mit dem harten Tode,
Schreibt er an seinen Bruder eine Ode
Und tritt in Wehr!

Ein König wieder, ringend mit der Rote,
Spricht bange: Vor dem Schloß auf dem Schafotte
Da sterben wir!
Der Kanzler sagt, des Herren Sinn zu lenken:
Belieben Euere Majestät zu denken
Als Offizier.
Sei es im Aufruhr oder im Gefechte,
Wir fallen für der Krone heilige Rechte —
Und nachher? Sire?

Die Großen seien deiner Jugend Lehrer!
Du wachse, als ererbter Masse Mehrer,
Heran zum Mann;
Es geht von Weimar her ein liches Raunen,
Lautsch ihrem Singen und du wirst erstaunen,
Wie rein es rann;
Som Tode leben wir. Die Sonne Goethe
Versank, damit uns ihre Morgenröte
Aufgehen kann!

Du siehst es noch, daß Tote auferstehen,
Die Tauben hören und die Blinden sehen
Und schaut noch mehr:
Wenn aus den Tiefen unsre Helden steigen
Und ihre roten Wundenmale zeigen,
Das Heilige Heer;
Vor ihnen her, als ewiger Herr der Gräfte,
Der Krist, ihm blüht die Wunde an der Hüfte,
Da stak der Speer.

Du magst mein Saitenspiel im Spaß zerschlagen,
Wenn du vermochtest, bessern Sang zu sagen,
Jung junges Blut!
Nur sollst du nie vergessen, lieber Knabe,
Wenn deine Stute graßt auf meinem Grabe —
Mut gab er, Mut!
Dann ist der Wille doch in meinem Stamme
Nicht ausgelöscht, es loht die blaue Flamme,
Und es ist gut!

Von meinem Vater kam zu mir ihr Schimmer.
Wir Brüder sprachen lachend: Nichts ist immer!
So schaffe gern!
Das Wort des Ahnen über Hirt und Herde:
„Der Geist muß Meister werden auf der Erde!“
Sei dir ein Stern!
Nimm, was ich nahm! Ich lehre, was ich lernte,
Mein sei die Ehre, aber dein die Ernte:
Lausche und lern!

(Aus: Ursula.)

Heinrich Bierordt / Mary Anne Baronin von und zu Gilsa

verw. Demble, geb. Hill

Eine Dame der Altkarlsruher Gesellschaft

Als Miss Hill in England geboren und erzogen, verheiratete sie sich in erster Ehe an einen reichen, holländischen Großkaufmann Demble nach Riga; nach ihres Gatten frühem Tode reichte sie einem kurhessischen Rittmeister, Freiherrn von und zu Gilsa, die Hand zum zweiten Ehebunde, der aber gleichfalls nicht allzu lange währen sollte.

Durch ihre erste Ehe war sie eine millionenreiche Frau geworden; durch ihre zweite Ehe hatte sie einen klingenden Namen erheiratet, der ihr alle Pforten zu den höchsten Gesellschaftskreisen öffnete.

Bei ihrer starken Veranlagung zur Lebensbejahung, zur Geselligkeit großen Stils, hatte sie das Zeug und die Mittel, nun ganz ihren Neigungen zu leben, Reisen zu machen, da und dort sich eine Zeitlang niederzulassen und, wo es ihr lust gefiel, zu bleiben.

So war sie bereits eine alte Dame mit schneeweißen Haaren, als sie sich gegen die Mitte der 1880er Jahre zu Karlsruhe niederließ.

Ihr Haus ward bald einer der glänzendsten, gesellschaftlichen Mittelpunkte der badischen Residenz, denn, wie gesagt, sie pflegte die Gastfreundschaft im großangelegtesten Stile.

Namen abends überraschenderweise Gäste, so stand ein Diener an der Pforte, der die Häupter der Ankömmlinge zu zählen hatte, und je nach der Kopfszahl wurden Tafeln hereingeschoben und Gebürde gelegt. So etwas war nur in seltenen, alten Friedenszeiten möglich und berührt heutzutage fast wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht!

Als wir uns einmal, in einer Flucht von Zimmern speisend, vom glänzenden Nachtmahl gerade erheben wollten, stuteten noch Dutzende von Nachzügeln, aus einem butterbrötchenmagern „Hofkonzert“ kommend, wie eine Völkerwanderung herein — im Handumdrehen waren zwischen uns, längst am Nachtsische Sitzen, Teller und Bestecke von den Aufwärttern eingeschoben, und zu vorgerückter Nachtstunde begann die Schmauserei und Schmelgerei von vornen. Die Herrschaften hatten von ihrem Hofkonzert einen Heißhunger mitgebracht, der mehr als gesegnet war und sich öffentlich sehen lassen konnte.

Eine solche Persönlichkeit, wie Frau von Gilsa, hat viele „Freunde“! Ich meinte hinterher zur Gebieterin des Übergastfreien Hauses: Dies sei doch eine Unbescheidenheit ihrer unangemeldeten Gäste gewesen, in solcher Zahl und mit solchem Appetit noch so spät abends zu erscheinen! Da kam ich aber schön an; sie war ganz entzückt davon, daß die Leute sich wie daselbst bei ihr fühlten, und ließ meinen Einwurf nicht gelten. Da konnte mir's denn auch recht sein . . .

Durch Malvida von Meyßenbug, die berühmte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, und deren Schwestern, Laura von Meyßenbug und Frau Luise von Medem, geb. von Meyßenbug, meine römischen Freundinnen — die ständig wünschten, daß ich eine der Töchter von Cosima Wagner aus ihrer Ehe mit Hans von Bülow heiraten sollte — war ich der Frau von Gilsa mit bringenden Empfehlungsbriefen zugeführt worden. Ich hatte mich ursprünglich etwas dagegen gesträubt, weil ich als junger Mann von neunundzwanzig Jahren eine stark ausgesprochene Abneigung gegen große, rauschende Geselligkeit hatte.

Die Baronin liebte es, wenn ich abends bei ihr in größerem Kreise vorlas, ja, sie meinte sogar, sie müsse mir stets eine zahlreiche Hörerschaft dazu laden! Erst allmählich gewöhnte ich sie daran, ihr und ihren beiden Nichten, einer kurhessischen Freitin von Buttler und einer kurländischen Freitin von Heyking, die als Gesellschafterinnen bei ihr lebten — eigene Kinder hat Frau von Gilsa nie besessen — a l l e i n vorzulesen. Bei meinem damaligen Abscheu gegen allzu viele Gastereien war es mir so weit gemüthlicher.

Als die gütige Frau sich glücklich und endlich darenin gefunden hatte, mich a l l e i n als Vorleser für sich zu haben, ward ich ihr dadurch zuletzt fast unentbehrlich und zählte zu den ganz wenigen Bevorzugten, die ihr Sommers auf ihren herrlichen Landsitz im Dorfe Georgenborn, oberhalb Schlangenbad, folgen durften. Manche, die nach dieser Ehre mit Eifer strebten, beneideten mich um diesen Vorzug.

Dort zu Georgenborn, in dem lieblichen, von ausgedehntem, erdbeerreichen Garten umstuteten, an aussichtsprächtigem Waldhänge gelegenen Landhause verlebte ich, in einer Reihe von Sommern, Wochen eines einzig schönen Landaufenthaltes. Niemals wieder habe ich derart in vollsaftigen, riesengroßen Gartenerdbeeren geschwelgt, während meine edle Gastgeberin auch nicht eine der roten Früchte in den Mund zu stecken vermochte, ohne sofort lästig juckende Nesselsucht zu bekommen . . . Nachmittags stand ein bequemer, von zwei flinkbeinigen Füchsen gezogener Landauer zu meiner Verfügung, der mich in die herrliche, waldbreiche Umgebung, bald nach Langen-Schwalbach, bald nach Wiesbaden zu dem mir befreundeten Dichter Friedrich Bodenstedt, ganz nach meinen Wünschen, führte. Kurz, es war ein Leben im Ganffamen, wie ich es bis zum Weltkrieg eigentlich immer feingentelicherisch geführt habe . . .

D unvergeßliche Vormittage auf Klematisumspinnener Terrasse, von goldigen Summen der Bienen umtönt, indes die Morgenglocken vom weinberühmten Naental über die Waldwipfel heraufklangen und der Blick über die Taunusvorberge zum fernen Rhein hinüber schweifte! O sternhelle Abende, die wir dort oben im behaglichen Kreise der Hausgenossen verplauderten, in das Nachtdunkel hinausströmend, das zuweilen von aufsteigendem Wetterleuchten erhellt ward, bald den Klängen eines Seraphons lauschend, bald Gedichte vorlesend! Ich allein bin aus jener Lebensheiteren Runde noch im warmen Diesseits, die anderen alle haben sich längst schlafen gelegt . . .

An den Karlsruher winterlichen Gesellschaftsabenden bei Frau von Gilsa verkehrte auch der Professor von M . . . , ein Maler glühender, morgenländischer Landschaften, mit seiner Gattin. Das Ehepaar von M. hielt sich an Stelle des Haushundes einen — Schakal! Der erfüllte mit Wüstenlirgergestank das ganze Haus in der Bismarckstraße. Zuweilen, wenn von M.s Gäste zum Tee hatten, raste das halb wilde Tier mit gewaltigen Schüben zur Flügeltüre herein und setzte, wüstenklüfte-sprunggewohnt, über die Köpfe der ganzen Gesellschaft hinweg, so daß den erschreckten Teetrinkern von Entsetzen schier die Tassen zur Erde klirrten . . . Frau von M. setzte jedoch, ziemlich scham-entfernt, ihrem Christus ähnelnden, gütig dreinblickenden Gatten gewaltige Hörner auf, so daß der Großherzog selber einschreiten mußte, da seiner eigenen Flügelsabjudanten einer der Liebhaber der Dame war . . . Die Karlsruher Gesellschaft ließ infolgedessen Frau von M. links liegen, und auch Frau von Gilsa lud sie nicht mehr zu ihren festlichen Veranstaltungen ein. Aber siehe da, die taktvolle Gemahlin des ausgezeichnet farbenglühenden Meisters erschien eines schönen Abends uneingeladen!!, verbrachte jedoch die ganze Zeit einfam, von aller Welt verlassen, auf einem Sofa sitzend, ohne daß sich irgend eine Menschenseele zum Gespräche mit ihr herbeilegte. Ich sehe sie deutlich noch auf ihrem gotteserbarmlichen Armensünderstühlchen dort in einer Ecke sitzen, indes die streng tugendhafte übrige Welt rückwendend sich von ihr abkehrte . . . Der unglückliche Gatte jedoch entleibte sich eiliche Zeit nachher aus Kummer über seine wohlfeile und hochachtbare Ehehälfte! . . .

Daß man im Hause von Gilsa den gesegnetsten Hunger stillen und daß der feinschmeckerischste Gaumen hier befriedigt werden konnte, möge die nachstehende Speisefolge bekräftigend beweisen, die sich merkwürdigerweise fast ein halbes Jahrhundert lang in einer meiner Schubladen erhalten hat, sogar in der angenehmen leserlichen Selbstschrift der freifräulichen Festeverantwortlichen. Ich teile sie mit, um meinen Lesern den Mund wässrig zu machen und ihnen darzutun, daß man in seltenen Friedenszeiten vor dem Weltkrieg in Deutschland zu leben und zu genießen verstand:

„M e n ü .
Austern
Madeira
Suppe
Pastetchen
Seeforellen
Naentaler
Lenden
Chateau Latour
Gänseleberpastete
Poularden
Champagner
Spargel
Butter und Käse
Eis, Dessert.“

Herz, was begehrst du noch mehr? Man sieht: die Sponderin all der Herrlichkeiten hatte keinen üblen Geschmack, denn so ziemlich das Feinste, das die damalige Erde bot, hat sie sinnig hier vereinigt . . .

Und sollte jemand so mißbegierig sein, dem Hause nachzuzugieren, wo diese glänzenden Mähler stattfanden, will ich ihm gerne ver raten: es war Eitlingerstraße Nr. 7, dem Eckhaus von Eitlinger- und Schützenstraße — da wohnte die gastfrohe Baronin, eine Treppe hoch . . .

Frau von Gilsa, die geborene und erzogene Engländerin sprach unsere Muttersprache kaum mehr mit fremdländischem Akzent; nur beten mußte sie in ihrem mütterlichen Englisch, vertraute sie mir einmal an; sonst war sie völlig eingedeutscht.

Sie war so lebensheiter und baseinsfreudig, daß sie manchmal als hohe Siebzigerin meine Hand ergriff und seufzte: „Ach, lieber Doktor, es wär' alles recht und schön — wenn nur das Sterben nicht wäre!“ . . .

Die Baronin zog kurze Zeit vor ihrem Ende nach Wiesbaden und habe, wie mir nachmals ihre Nichte berichtete, sich mit entsetzlichen Einbildungsgestalten geplagt: die gutmütigste, beste Seele von der Welt habe stets den Teufel inmitten ihres Zimmers sitzen sehen, der ihr seine Zunge herausstreckte, bis endlich ein sanfter Tod sie von ihrem einst so schön verlaufenen, glückstrahlenden, zuletzt aber so trostlos gewordenen Dasein erlöste . . .

C. A. B o s s / H o r t e n s e

(Schluß.)

Da warf die Juli-Revolution von 1830 die Siebenundvierzigjährige noch einmal in den wildesten Strudel des Lebens und der politischen Ereignisse. Ihr ältester Sohn, der bei dem Vater in Florenz lebte, war damals 25 Jahre alt und seit kurzem — aber noch kinderlos — mit seiner Kusine, der Tochter Joseph Bonapartes, verheiratet, ihr zweiter Sohn 22 Jahre alt. Beide jung, begabt, ehrgeizig, fühlen sich als Träger und Erben des großen Namens Napoleon und fiebern von dem Wunsche, sich durch irgendwelche große Taten dieses Namens würdig zu zeigen. Unter dem Einfluß des Umsturzes in Frankreich verschwört sich in Rom eine Schar freiheitsbegeisterter junger Leute gegen das verhasste päpstliche Regiment. Die Sache wird entdeckt, und Louis Napoleon, der den Winter 1830/31 mit seiner Mutter in Rom verbringt, scheint in die Verschwörung verwickelt; er wird ausgewiesen, unter militärischer Bedeckung an die Grenze des Kirchenstaates gebracht, und geht von dort nach Florenz. Im Februar 1831 bricht die Revolution in der päpstlichen Romagna und in den österreichischen Fürstentümern Modena und Parma aus. Von Unruhe erfüllt, eilt Hortense nach Florenz und erfährt dort von ihrem Gatten, daß sich die Söhne „der Sache der Freiheit“, den Aufständischen, angeschlossen haben. Beide Eltern sind verzweifelt, denn sie sind von der Erfolglosigkeit des Aufstandes überzeugt. Die Söhne werden durch Briefe und Boten bestürzt, zurückzuführen, zunächst vergeblich, endlich geben sie soweit nach, daß sie den Oberbefehl niederlegen und nur noch als Freiwillige dienen wollen. Aber wie sie aus diesem hoffnungslosen Unternehmen retten? Und dann, wohin mit ihnen gehen? Überall, wo Louis, der Vater, anklopft, findet er verschlossene Türen. Toscana bleibt ihnen verboten, ihre Niederlassung in der Schweiz wird Oesterreich verhindern. Aus Rom schreibt Jérôme Bonaparte und der Kardinal Fiesch, daß sie verloren seien, wenn sie in die Hände der Oesterreicher fielen. Hortense und Louis sehen die einzige Rettung in einer Flucht nach der Türkei, und Hortense, die entschlossen ist, mit ihren Kindern zu gehen, nimmt schon im Geiste Abschied für immer von Frankreich und von Europa. Da erfährt sie, daß eine österreichische Flotte in der Adria erschienen ist. Das macht die Flucht nach der Türkei unmöglich. „Nun“, so schreibt sie, „kommt mir plötzlich ein Gedanke, kühn, fast unaussprechlich, aber gleichgültig, ich ergebe mich ihm. Es ist das einzige Mittel und ich werde sie retten. Ich werde sie auf einem Wege, auf dem man sie am wenigsten suchen wird, nach Frankreich, nach Paris führen. Zwar besteht dort noch ein Gefes, das sie mit dem Tode bedroht, aber gleichwie immer, der Name der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit muß dort so viel Macht besitzen, daß ich nichts zu fürchten habe. Ich bin entschlossen, mein Plan fest zu stellen und ich hatte ihn nur noch auszuführen.“ Sie verschafft sich einen Paß auf den Namen einer englischen Dame, die sich mit ihren Kindern durch Frankreich nach England begibt, und Anfang März ist sie auf dem Wege zu ihren Söhnen. Sie geht zuerst nach Foligno und will von da Ancona erreichen, wohin sich die Regierung der Aufständischen vor den Oesterreichern zurückgezogen hat. Da, auf der ersten Station nach Foligno, trifft sie ein Bote mit der Nachricht, daß ihr ältester Sohn in Forlì an den Mäsefarn sehr schwer erkrankt sei und nach ihr verlange. Sie kehrt augenblicklich um, aber schon hört sie auf allen Stationen das Volk rufen: „Napoleon ist tot!“ und in Pesaro wirft sich ihr nunmehr einziger Sohn Louis mit der Nachricht in ihre Arme, daß sein Bruder am 17. in Forlì gestorben ist. Aber es bleibt ihr keine Zeit, sich ihrer Verzweiflung und ihrem Schmerze hinzugeben. Die Oesterreicher nähern sich Pesaro, sie flieht mit Louis nach Ancona. Da erkrankt dieser schwer an der gleichen Krankheit, an der sein Bruder gestorben ist. „Meinen Sohn zu retten, war meine einzige Aufgabe geworden. Ich konnte ja nachher sterben.“ Sie fingiert die Abreise ihres Sohnes nach Forlì und läßt in der Stadt das Gerücht verbreiten, sie selbst sei erkrankt. Am 19. März sind die Oesterreicher in Ancona. Das Palais, das Hortense bewohnt und das ihrem Neffen Leuchtenberg gehört, wird als Quartier des Kommandanten der österreichischen Truppen bestimmt. Sie behält nur zwei Zimmer, in deren einem sie ihren Sohn verbirgt. Dem österreichischen General erklärt sie, nach Livorno gehen zu wollen, um sich dort nach Malta einzuschiffen, wo sie ihren Sohn zu treffen gedenke. Am Ostermontag 1831 erfolgt die Abreise, Louis als Diener verkleidet, auf dem Boie des Wagens. Unter Fährlichkeiten aller Art erreicht man über Toscana, Genua, die französische Grenze. Am 23. April sind die Reisenden in Paris, wo sie sich unter einem falschen Namen — denn das Gefes, das die Bonapartes aus Frankreich verbannt, ist noch in Kraft — Wohnung nehmen. Hortense zeigt alsbald dem König Louis Philipp ihre Ankunft an. Ihm und seiner Regierung ist das Erscheinen Hortensens und ihres Sohnes auf französischem Boden gegenüber der starken bonapartistischen Bewegung im Lande nichts weniger als angenehm. Nach anfänglichen Schwierigkeiten wird aber Hortense von dem König und seiner Familie empfangen. Schließlich teilt man ihr jedoch mit, daß ihr und ihres Sohnes weiterer Aufenthalt in Frankreich unerwünscht sei. Im Mai gehen sie beide nach England, und im Juni erhalten sie von der französischen Regierung die Erlaubnis, durch Frankreich nach der Schweiz zurück-

zukehren unter der Bedingung, daß sie Paris nicht berühren. Im Herbst 1831 ist Hortense wieder in Arenenberg, wo sie sich nun dauernd niederläßt, da ihr auch Italien verschlossen ist.

Aber noch immer bleibt ihr keine dauernde Ruhe beschieden. Der mißlungene Straßburger Staatsstreich ihres Sohnes vom Oktober 1836 scheidet sie noch einmal aus ihrer Einsamkeit auf. Als sie von seiner Gefangennahme hört, wirft sie sich alsbald in einen Wagen und eilt nach Paris, die Milde Louis Philipps anzusuchen. Aber es gelingt ihr nicht, zum König vorzudringen, und nach einer Woche muß sie unverrichteter Dinge wieder den Weg ins Exil antreten. Louis Napoleon wurde nach Amerika ausgewiesen, sie selbst erkrankte lebensgefährlich an einem Krebsleiden, und am 5. Oktober 1837 starb sie in ihrem vierundfünfzigsten Lebensjahre auf Arenenberg in den Armen ihres aus Amerika herbeigekehrten Sohnes. Auf französischer Erde, in Arcueil bei Paris, hat sie dann schließlich an der Seite ihrer Mutter ihre letzte Ruhestätte gefunden.

*

So zieht das vierundfünfzigjährige Leben von Hortense Beauharnais vor dem großen Hintergrunde einer bewegten Zeit wie ein buntes Kinstück an uns vorüber mit seinem schroffen Wechsel von Erhöhung und Sturz, von Glanz und Niedergang, von Welt und Einsamkeit, von Königsthron und heimlichen Tränen. Nicht nur interessant durch sein Verflochtensein mit den großen Zeitereignissen, sondern mehr noch packend durch seinen menschlichen Inhalt. Denn Hortense hat durchaus „den“ Roman ihrer Zeit gelebt und was sie uns von Liebe, Dyster und edler Entagung erzählt, könnte auch aus der Feder eines Chateaubriand, eines Benjamin Constant oder der George Sand stammen. Aber es war bei ihr nicht „Literatur“, sondern man fühlt aus ihren Bekenntnissen den heißen Pulsschlag menschlichen Lebens.

Denn sie war ein echtes Kind ihrer Zeit, romantisch bis in die Fingerringen. Romantisch, wie sie die Natur sah, damals als man die Gebirge entdeckte und für die Schauer der Einsamkeit zu schwärmen begann. Romantisch in Liebe und Freundschaft, aus denen sie sich einen Strauß blauer Blumen, schöner, erhabener und großer Gefühle, zu winden verstand. In jedem Kriegsmann sah sie einen „Dunois, partant pour la Syrie“, sie dichtete und komponierte Romanzen, und schlug die Harfe mit ihren berühmten schönen Händen, an denen sie lange rostige Nägel pflgte.

Das Urteil ihrer Zeitgenossen über sie schwankte freilich zwischen den äußersten Polen, zwischen dem Worte Napoleons, der von ihr sagte, sie habe ihn gezwungen, an die Tugend zu glauben, und der boshaften Bemerkung des alten Bonapartenonkels, des Kardinals Fiesch: „Wenn es sich um ihre Kinder handelt, so irrt sich Hortense immer in ihren Berechnungen.“ Aber sie war weder eine Messalina, zu der sie ihre Feinde, noch eine Jeanne d'Arc, zu der sie ihre Freunde machen wollten. Rein menschlich gesehen war sie eine Frau, die mit einem Psychopathen denkwürdig unglücklich verheiratet war, erfüllt von der ewigen Menschensehnsucht, sich — wie sie es ausgedrückt hat — „auf dem Trostgedanken auszuruhen, einen Freund zu besitzen, der sie verstand“. Sie war ehrlich überzeugt, daß ihr Lebenswandel keinen Tadel zu scheuen hatte, und daß sie das besaß, was sie Tugend nannte. Denn wo sie gefehlt hatte, da war sie „dem Zuge ihres Herzens“ gefolgt, der nach ihrer romantischen Auffassung alles entschuldigte, und sie hatte gebüßt durch Leiden, Entagung und Pflichterfüllung. Es war ihr durchaus ernst, wenn sie ihren Wahlspruch: „Weniger bekannt, mehr Ruhe“ umwandelte in: „Mehr bekannt, mehr geliebt“.

Sozial und gesellschaftlich war sie eine adlige Dame, erzogen in den Anschauungen des Ancien Régimes und erfüllt von jenem großgemuten Geiste, der die Frauen dieser Zeit, aufrecht bis zum letzten Augenblicke, noch mit einem graziosen Lächeln ihr Haupt unter die Guillotine legen ließ. Sie war alles andere wie eine „Bürgerin“, sie sah die Dinge von oben, und in den drei Bänden ihrer Memoiren findet sich nicht ein boshaftes Wort. Auch ihr gesellschaftliches Ideal war ganz das des Ancien Régimes: zu glänzen, gefeiert zu sein, Freunde um sich zu sehen und einen „Salon“ zu halten. Alles in allem war sie vielleicht etwas snob und allzu empfänglich für die Neuheiten dieser Welt, für gesellschaftliche Geltung, für Königstrang und Kaiserfreundschaften. Aber wer wäre es an ihrer Stelle nicht gewesen? Und nicht zuletzt war sie ganz und gar Französin. Sie liebte „la belle France“ mit jeder Faser ihres Herzens, so sehr, daß sie es gar nicht für nötig hält, uns zu sagen, daß sie Frankreich, die Franzosen, über alles in der Welt stellt, sie nimmt das für selbstverständlich. Ihr Schmerz bei dem Gedanken, Frankreich verlassen zu müssen, ist ebenso groß, wenn sie auszieht, einen fremden Thron zu bestiegen, als wenn sie ins Exil wandert. Sie ist eine echte Französin in ihrem Verständnis für die ökonomischen Dinge des Lebens, und selbst ihre romantische Feder unterläßt nicht, uns ihre Einkünfte zu beschreiben, eine echte Französin auch in der männlichen Tatkraft, mit der sie sich furchtlos und erfolgreich durch alle die Fährlichkeiten und Fluchten ihres Lebens schlägt, und mit der sie für das Leben und das Glück ihrer Kinder kämpft.

Ewige Wiederkehr der Dinge! — — — Wenn heute eine moderne französische Autorin mit literarischem Erfolge in ihrem Romane „Catherine Paris“¹⁾ das Leben einer ausländischen, zur Pariserin gewordenen Prinzessin geschildert hat, ihre unglückliche Ehe und ihre glückliche Liebe — nun ist es nicht mehr mit einem Dunois, sondern einem Flieger — und schließlich ihre Entfugung

¹⁾ Princesse Bibesco. Catherine-Paris. Paris 1927. Grasset.

und ihren Frieden in dem Muttersein, so liest sich das, in seinem Snobismus wie in seiner rührenden Menschlichkeit, gleich einer Uebersetzung von Hortensens Leben ins Moderne. Denn etwas Außer-der-Zeit-Stehendes, etwas Bleibendes, etwas von dem Urwesen der französischen Frau, hat in Hortensens Memoiren Gestalt gewonnen. Und das verleiht ihnen vielleicht ihren wahren und unzerstörbaren Wert.

Friedrich Eisenlohr / Zufall

Man stand von der Tafel auf und begann, sich in die Ecken des Herrenzimmers zu Diffören, Zigarren und Pöker zu verteilen. Das Diner hatte allen Erwartungen entsprochen. Das bestätigte der Gesichtsausdruck eines jeden der zehn Herren im Smoking, die in angeregter Unterhaltung den Anweisungen des Hausherrn folgten. Dieser, Ende der Vierzig, grau und forpulent, ein Lächeln befriedigter Eitelkeit über dem breiten Gesicht, ging von einem zum andern und sammelte die Anerkennung und Bewunderung seiner Gäste für die eben fertig gewordene, prunkvolle, ein wenig überladene Einrichtung der neuen Wohnung, die sein besonderer Stolz war. Er war erst in den letzten Jahren zu seinem hervorragenden Platz in der Geschäftswelt emporgestiegen. Sein Reichtum war jüngsten Datums und zeigte ebenso wie die Wohnung mit Einschluß des Besitzers unverkennbaren snobistischen Einschlag. Ihm selbst war dies bewußt und so hatte er großen Wert darauf gelegt, daß sich unter diesen zehn ersten Gästen seines Hauses auch einige Namen von Klang aus der Kunstwelt befanden neben Größen der Börse und der Industrie.

Darum schob sich neben auch der dicke Beermann, Kunsthändler von europäischem Ruf, Mäzen und Sammler, am Gastgeber vorbei zum Pokertisch, wo er sich schnaufend und aufgeregter niederließ. Mit seiner Leidenschaft für den französischen Impressionismus hielt er auch bei Tisch sich gegenüber zwei Pokerehrthustern vorgefunden. Schon sah er und faltete die Karten auseinander, während ein Diener einen Champagnerkübel neben seinen Stuhl schob. Aber der Hausherr hatte etwas Besonderes in Vorbereitung. Er entfernte sich rasch und kehrte mit einem Kästchen aus getriebenem Silber zurück. Ihm entnahm er eine funkelnde Goldmünze und hielt sie triumphierend in die Höhe. Man trat näher und er erläuterte:

„Ein besonderer Zufall spielte mir heute dieses außerordentliche Stück in die Hände. Meine Herren, Sie kennen meine Liebhaberei für Goldmünzen. Ich wußte schon seit längerer Zeit von diesem Stück, einem Probeguß aus reinem Gold, das der König von Bayern in den siebziger Jahren für sich persönlich hat anfertigen lassen mit seinem Bildnis und Wappen. Es existieren überhaupt nur zwei Exemplare dieser Prägung, von denen das eine heute vormittag mir angeboten wurde. Das zweite ist verschollen. Sie können sich denken, daß ich mit beiden Hände zugriff. 20 000 Mark sind ja eine Lappalie für ein solches Stück. Ich hätte ohne Besinnen viel mehr gegeben!“

Einer der Gäste, ein Herr mit einem haaren, scharfen Vogelgesicht, erblaute und drängte näher hinzu. Er war der erste, der nach der Münze griff, um sie genau zu prüfen. Der Gastgeber reichte sie ihm und sprach mit erhobener Stimme weiter. Das Stück ging von Hand zu Hand und fand die gebührende Schätzung, während am Spieltisch die ersten Kämpfe entbrannten. Gerade der dicke Beermann aber war es, auf den der Hausherr es mit diesem Paradestück abgesehen hatte, da jener als Sachverständiger und Liebhaber für seltene Münzen bekannt war. Als er damit auf Beermann zutrat, hob dieser seine Karten auf und entdeckte drei Asse darin. Deshalb hörte er nicht auf die lebhafteste Ansprache, sondern wartete gespannt auf die Eröffnung und machte sofort einen sehr hohen Einsatz. In diesem Augenblick trat der Diener zum Hausherrn und rief ihn ab. Die Münze blieb neben Beermanns Platz unbeachtet auf dem Spieltisch liegen.

Beermann kaufte zwei Karten und fand das vierte Ass darunter. Mit großer sieghafter Gebärde ging er bis an die Grenze des Einsatzes und zog die gewonnenen Banknoten an sich unter Gelächter und Reichenreden seiner Partner. Der Hausherr kam

zurück, mußte sich Beermanns Sieg erzählen lassen und suchte vergeblich auf dem Spieltisch nach seiner kostbaren Münze, dem Clou seiner Sammlung. Sein Erschrecken, seine Erregung sprang auf die Gäste über. Das Spiel wurde unterbrochen. Alles drängte sich heran, ließ sich zum zehnten Male den Vorgang haarklein erzählen. Man schob Tische und Stühle beiseite, hob Teppiche und Kissen auf. Vergebens! Die Münze blieb verschwunden.

Eine peinliche Verlegenheit breitete sich aus. Man schwieg, kombinierte, verwarf, wollte nicht glauben. Die servierenden Diener wurden aufs genaueste verhört. Noch einmal wurde das ganze Zimmer bis in die Ecken durchsucht, woran alle Gäste sich eifrig beteiligten. Resultatlos. Der Hausherr wuschte sich die kalten Schweiß von der Stirn und starrte ratlos in eine Ecke. Die Situation wurde immer unangenehmer, unhaltbarer. Etwas Entscheidendes mußte geschehen. Der dicke Beermann trat in die Mitte und sagte mit einer Stimme, die vor Anstrengung, ihr einen humoristischen Klang zu verleihen, schwankte:

„Ich fühle mich gewissermaßen schuldig an diesem ganz unerklärlichen und unangenehmen Zwischenfall. O, meine geschätzten vier Assel! Um aber jedem zukünftigen Mißverständnis und irgendwelchen Empfindungen vorzubeugen, mache ich den Vorschlag, wir alle, so wie wir hier sind, lassen auch bei uns selbst einmal nachsuchen. Ich bin überzeugt, daß keiner dieser Vorschlag falsch aufpassen wird, sondern daß er nur zu unserer eigenen Beruhigung gemacht wird. Das sind wir unserem liebenswürdigen Wirt schuldig!“

Man lachte, ein wenig gezwungen, ein wenig befreit, man erklärte sich einverstanden und einer nach dem anderen trat mit dem Hausherrn in den Erker und unterzog sich der freiwilligen Selbstvisitation. Die Münze blieb verschwunden. Zulezt kam die Reihe an den Herrn mit dem blauen Vogelgesicht. Zur allgemeinen Verblüffung weigerte sich dieser ziemlich erregt, sich zu einer so lächerlichen und überflüssigen Komödie herzugeben. Alles zog sich von ihm zurück. Man beriet flüsternd. Niemand sprach einen immer dichter werdenden Verdacht aus. Der Herr war als großzügiger und erfolgreicher Geschäftsmann bekannt und beliebt. Aber es zog eine Wolke von Bitterkeit und Feindschaft durchs Zimmer und legte sich um seine einsame, hagere Gestalt.

Schon war man im Begriff, ein letztes Mal mit unzweideutigen Vorstellungen in ihn zu dringen, als einer der Diener hereinströmte und dem Hausherrn freudestrahelnd die vermiste Münze überreichte. Er hatte sie in der Serviette am Hals der Champagnerflasche gefunden, die neben Beermanns Stuhl am Pokertisch gestanden hatte, wo sie sich, wahrscheinlich durch eine heftige Geste Beermanns, vom Tisch geschoben, im Fall verfangen hatte. Alle atmeten auf. Der Gastgeber strahlte. Man wibelte und wünschte ihm Glück, bis man sich wieder des Herrn mit dem Vogelgesicht erinnerte, der noch immer allein am Fenster stand. Der Hausherr ging auf ihn zu. Alles drängte nach und man fragte verwundert, warum er sich gemeigert habe, jene doch mehr humoristische Unternehmung an sich vornehmen zu lassen. Da griff dieser in die Tasche und sagte lächelnd:

„Ich bin der glückliche Besitzer des zweiten Exemplars dieser Münze, die ich heute mit der Absicht zu mir steckte, sie unserem gütigen Gastgeber für seine Sammlung anzubieten. Ich sehe aber, daß ich zu spät gekommen bin!“

Damit zog er die in Seide gewickelte Münze hervor und zeigte sie den überraschten Gästen.

Man sagt, daß der dicke Beermann dieses zweite Exemplar noch am selben Abend gekauft hat.

Richard Zoosmann / Seelenwanderung

Ich bin in der Bodenkrueme,
Ich blühe in jeder Blume,
Ich wehe in Wind und Sturm.
In jedem Falter schwing ich,
In jedem Vogel sing ich
Und bin in Stein und Wurm.

Ich kreise in Sternen und Sonnen,
Ich komme zum Meere geronnen,
Bin Erde und Himmelszelt.
Bald goldig tönts, bald zinnern
In meinem Seeleninnern,
Ganz wie dran rührt die Welt.

Die Wege all, die vielen,
Sie führen mich zu Zielen,
Die keine Ziele sind.
Mein harrt der Tod vergebens;
Am Endepunkt des Lebens
Das Wandern neu beginnt.

Und so: der alte Wanderer
Und immer neu ein andrer
Auf dieser Welt des Leids,
Hab ich urchzeitenlängig
Verwandelt ach wie häufig
Schon Form und Stoff des Kleids.